mfang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

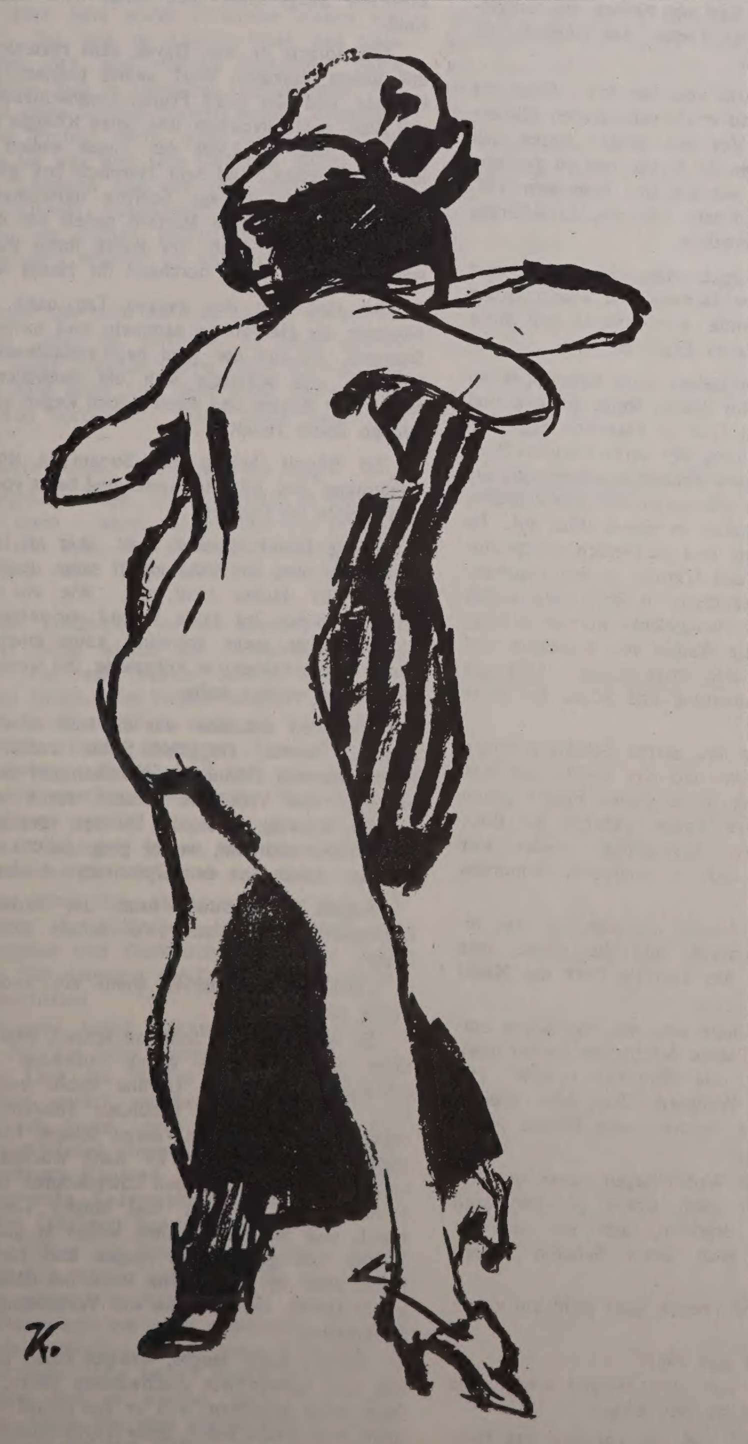
WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

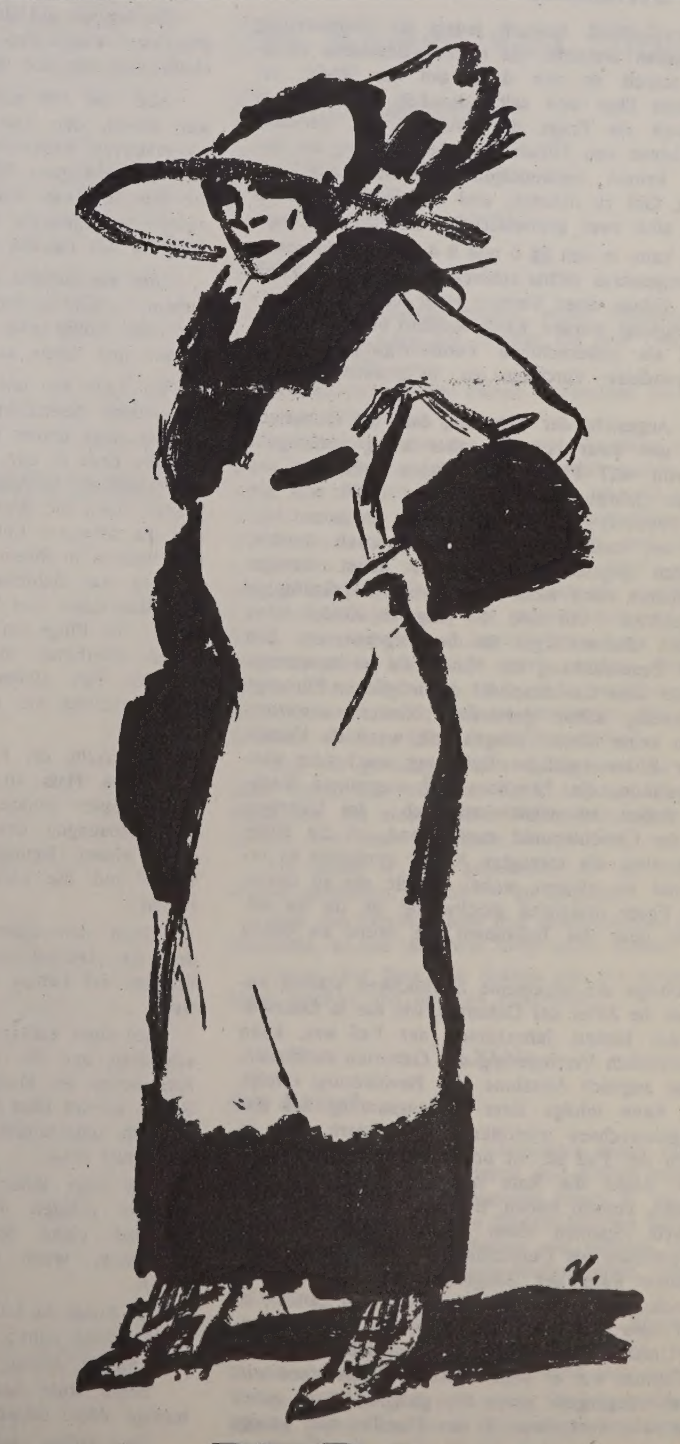
Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme
Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

AHRGANG 1911 BERLIN/SONNABEND DEN 8. APRIL 1911/HANNOVER NUMMER 58





Twostep / Zeichnungen von L. Kainer / Die Dame

Mehr Kinder

Es werden hier weitere Antworten auf unsere Rundfrage über die Zweckmässigkeit der Paragraphen 6 und 8 des vorgeschlagenen Gesetzes zur Bekämpfung der Kurpfuscherei veröffentlicht. (Siehe Nummer 53, 54, 55, 56 und 57 dieser Wochenschrift.) Die Paragraphen lauten:

§ 6 Der Bundesrat kann den Verkehr mit Gegenständen, die bei Menschen die Empfängnis verhüten oder die Schwangerschaft beseitigen sollen, beschränken oder untersagen.

Soweit der Bundesrat den Verkehr mit einzelnen Gegenständen untersagt hat, ist deren Einfuhr verboten . . . . . .

§ 8 . . . . Mit der gleichen Strafe (Gefängnis bis zu sechs Monaten und Geldstrafe bis zu 1500 Mark) wird, wenn nicht nach anderen gesetzlichen Bestimmungen eine schwerere Strafe verwirkt ist, bestraft wer öffentlich anzeigt oder anpreist, Gegenstände oder Verfahren, die den Menschen . . . . zur Verhütung der Empfängnis oder zur Beseitigung der Schwangerschaft dienen würden . . . .

Eduard Bernstein:

1. Der Zustand, wonach jedem die Verhinderung der Konzeption freisteht, ist meines Erachtens beizubehalten, soweit es sich dabei um das Recht der Persönlichkeit über sich selbst handelt, mit welchem Recht jedoch die Frage der Freigabe des Verkaufs oder Feilbietens von Mitteln zur Verhinderung der Befruchtung keinen notwendigen Zusammenhang hat. Das Recht, Gift zu nehmen, und das Recht, Gifte zu verkaufen, sind zwei grundsätzlich verschiedene Dinge.

2. Ich kann in den §§ 6 und 8 des vorgeschlagenen Kurpfuschergesetzes nichts entdecken, was als Ermächtigung zum Erlass eines Verbots jeder Konzeptions-Verhütung ausgelegt werden kann, sondern betrachte diese Auslegung als unberechtigte Verdächtigung eines in seiner Grundidee durchaus zu billigenden Gesetzentwurf.

3. Im Angesicht der Tatsache, dass die Geburtenziffer bei uns zwar langsam, aber stetig zurückgeht dass sie von 40,7 Prozent im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts gefallen ist (1908 war die Ziffer 33 Prozent) halte ich die Frage, ob darauf hinzuwirken sei, dass weniger Kinder geboren werden, für ziemlich gegenstandslos. Auch heisst weniger Kinder gebären noch nicht schlechthin, lebenskräftigere Kinder gebären. Oft sind die jüngeren Kinder eines Elternpaares lebenskräftiger als die erstgeborenen. Die Frage der Beschränkung der Kinderzahl ist im wesentlichen unter dem Gesichtspunkt der möglichen Fürsorge für die jeweilig schon geborenen Kinder zu werten. Dass man keine Kinder zeugen soll, wenn die Konstitution der Eltern (erbliche Belastung usw.) oder sonstige Umstände, die Prognose auf ungesunde Nachkommen stellen, ist selbstverständlich. Im Uebrigen ist aber der Gesichtspunkt massgebend, ob die Mittel vorhanden sind, die erzeugten Kinder genügend zu ernähren und zu pflegen, wobei es für die zu beantwortende Frage prinzipiell gleichwertig ist, ob die Allgemeinheit oder die Individuen die Mittel zu liefern haben.

4) Solange die allgemeine Sterblichkeit stärker abnimmt, als die Ziffer der Geburten, wie das in Deutschland in den letzten Jahrzehnten der Fall war, kann selbstverständlich Verringerung der Geburten stattfinden, ohne dass zugleich Abnahme der Bevölkerung erfolgt. Aber es kann infolge ihrer Verlangsamung des Bevölkerungszuwachses eintreten. Wie stark dies in Frankreich der Fall ist, ist bekannt. In England sieht man mit Angst die Rate des Geburtenüberschusses rasch fallen, ebenso haben Belgien, Italien, Schweden, die Schweiz, Spanien einen erheblich geringeren Geburtenüberschuss als Deutschland. Wenn Deutschland eine höhere Rate der Säuglingssterblichkeit hat, als mit Ausnahme Spaniens alle die genannten Länder, so ist noch sehr zu untersuchen, ob dies nicht wesentlich dem Umstande zuzuschreiben ist, dass bei grösserem Kinderreichtum wie er beim Volke in Deutschland vorliegt, den Säuglingen nicht die gleiche Pflege zuteil wird, als wie dort, wo in der Familie nur wenige Kinder geboren werden, bevor man die Folgerung zieht, dass Quantität und Qualität des Nachwuchses im umgekehrten Verhältnis zu einander stehen. Die wenigsten Eltern, welche Mittel zur Verhütung der Befruchtung anwenden, tun es, um die Qualität ihres Nachwuchses zu heben. Im Gegenteil, die meisten davon machen mit der Fortpflanzung Schluss, wenn soviel Kinder da sind, als sie standesgemäss glauben aufziehen und versorgen zu können, gleichviel ob diese Kinder gute oder schlechte Rasse sind. Der Neumalthusianismus unserer Tage hat mit Sorge für die Qualität der Rasse in neunhundertundneunzig von tausend Fällen, nicht das Geringste zu tun.

Adonia

Von Per Hallström

Abisag von Sunem träumte in König Davids Umarmung. Mit offenen Augen träumte sie. Und starrte hinaus in die Nacht.

An ihrer Brust lag das Haupt Davids und schlief, das schwere weisse Haupt. Sie fühlte den spröden Bart, den matten Atem des Greises; um ihren Leib lag sein Arm, an ihrem Körper sein Körper, an ihrer warmen goldenen Haut seines Blutes Erstarrung.

Sie lag wie auf einem Bett von Kröten und Schlangen, den widerlichen kalten Tieren des Dunkels, sie ekelte sich vor sich selbst.

Aber sie riss sich nicht von ihm los. Denn sie war geholt, den König zu erwärmen, dessen Glieder zu erstarren begannen. Vor ihm, dessen Augen sich niemals mehr ganz öffneten, zu lachen und zu gaukeln, die Frische ihres Blutes wie ein Bad über sein Verwelken zu ergiessen. Dazu hatte man sie, die schönste Jungfrau des Landes, ausersehen.

Und sie lächelte in Ergebenheit, als man sie von Sunem fortführte, und sie lächelte und kniete nieder vor dem König und wärmte seine Hände mit ihren Küssen und tanzte zu seinem Ergötzen.

Ihr Tanz war wie das Beben eines Baumes, wenn der heisse Abendwind ihn packt, wenn Blumen und Kräuter rings umher ihren Duft in Flammen ergiessen und die Erde in der Drohung des heranrollenden Donners erzittert. In Angst und Freude strecken sich die Blätter, doch die Wurzeln klammern sich ans Erdreich, und die schwarze Luft funkelt in einem Blitz auf. Es war Weinen in ihrem Tanz und zu Herzen drängendes Blut, es war Sehnsucht und Unruhe in den keuchenden Atemzügen und Verzweiflung in ihrer erstarrenden Ruhe. Die Ringe um ihre Handgelenke klirrten in langsamen Rhythmus wie die Waffen von Besiegten und kreuzten sich kühlend über ihrer Brust Aber die Augen richtete sie in Anbetung und Scheu auf ihren Herrn.

Da wollte der König ihre zarten Schultern fühlen und ihren Hals streicheln und das Antlitz, das sich zum Teppich senkte, und seine steifen Finger glitten in Liebkosungen über ihre Wange, während der Blick nach einem freundlichen Aufleuchten wieder leer wurde und die Lippen sich in sinnlosem Gemurmel regten.

Doch nun träumte Abisag, träumte sich frei, indes das Dunkel sie umwob und die runde, rote Flamme der Lampe wie das ängliche Herz der Nacht war . . .

Auf einer zackigen Klippe sitzt sie, von Sonne umschlossen, und die rote Fläche des Steines brennt ihren Arm schon am Morgen. Sie lehnt sich zurück. Die Sonne scheint über ihre Wimpern. Zwei Adler kreisen langsam umeinander, sie leuchten wie Bronze gegen das grelle Blau.

Sie folgt ihnen mit Wohlbehagen, trotzdem ihre scharfen ruhigen Augen nach unten gerichtet sind Sie hat einen Stein ergriffen, um sie zu verscheuchen, wenn sie nach ihren Schafen lüstern wären.

Da klingt die Luft von Freude, Zuar steht auf einem Felsen, ganz nahe:

„Abisag, Abisag, auf und eile!"

Seine Rufe hallen von den Bergen wieder, wie hurtige Vögel schwingen sie sich empor.

Und Abisag steht auf und eilt, vor sich das Hüpfen der einjährigen Lämmer und den schweren Gang der Mütter; in einem Tal tritt Zuar ihr entgegen und küsst herabgeneigt ihre Wangen und Schultern und hält ihre Hand, während die weissen Herden sich ineinander zerstreuen. Seine Kleider riechen nach Thymian und Ysop und nach der warmen Schweisswolle, sein Haar liegt in schmalen schwarzen Flechten wie die Kopffedern eines Geiers, sein Hals leuchtet wie Gold, er wirft den Nacken zurück und folgt mit dem Blick dem Flug der Adler. Seine Worte liebkosen ihr Wangen und Ohr wie flattende Tauben.

„Abisag," sagte er, „Abisag, folge mir nach und spring"!

Sie hüpfen von Stein zu Stein und erreichen in einem Kreise die höchste Zinne des Felsens, die den Adlern am nächsten ist. Zuar löste seinen Gürtel und ergreift einen Stein und schleudert Sie wissen, dass er die fernen starken Tiere nicht erreichen kann, aber sie freuen sich an seinem Schwung; jäh steigt der Stein empor und saust, glänzt in der Sonne und fällt. Die Adler, die sich beobachtetet wissen, strecken in ein paar langen Schlägen ihre Flügel und setzen über einen anderen Felsen ihr ruhiges Kreisen fort Zuar lässt sich nieder und zieht Abisag zu sich hinab und lacht und singt; wie weisse Steine im Bach glitzern seine Zähne im Lächeln, wie Sonne im Wasser seine Augen. Sie sprechen beide von ihren Schafen, deren wollige Rücken unten im Gestrüpp schimmern, sie können sie unterscheiden Sie streiten über die Grösse der Lämmer, und Worte fliegen wie Bälle beim Spiel, sie leuchten gegeneinander wie Stern gegen Stern. Zuweilen beugt Zuar sich hinab und küsst Abisags Knie.

Oft sprach er von David, dem Hirtenknaben, der mit einem einzigen Wurf seines braunen Armes des Glückes und der Ehre Frucht herabschleuderte. Das will Zuar auch erreichen und seine Königin soll Abisag heissen. Und im Licht des Tages wollen sie Hand in Hand gehen, und sein Harnisch soll glänzen, und die Purpurseide Abisags Schritte umschmeicheln und umkosen, und goldene Münzen sollen um ihre Schläfe klirren, und die Luft der Berge ihren Ruhm dahintragen, und die Adler horchend ihr Haupt wenden.

Sie sind sich den ganzen Tag nahe und helfen einander die Herden zu sammeln und treffen sich mit Stimmen, die von der Jagd nach verlaufenen Lämmern keuchen, und schütteln sich die blassroten Knospenblätter der Bäume und ihren gelben Regen von Sonnenflecken übers Haupt . . .

So träumt Abisag aus Sunem in König Davids Umarmung und träumte weiter und bebte vor Sehnsucht und weinte im Dunkel.

König David träumte nicht, aber oft lag er wach und starr, und die Kälte ergriff seine dunkelgeäderten Hände. Er dachte nicht viel. Wie ein abgenutztes Goldgeschmeide lag seine Jugend vor seinem Sinn; er konnte nichts mehr ergreifen, kaum einen unruhigen Glanz unterscheiden; es kümmerte ihn wenig, wer nach ihm König werden sollte.

Aber dort draussen war die Luft schwül von Gerüchten, Adonia, Haggithis Sohn, trachte nach der Krone, sammle Männer in Harnisch um sich, und beunruhige das Volk der Strasse durch seine Pracht. Salomo schwieg, aber die Priester sprachen vor ihm und neigten sich tief, wo er ging. Jehova schwieg und sog den Rauch aus den Opferfeuern beider ein.

Adonia schmachtete nach der Krone wie ein Durstender nach Wasser; er lehnte sich an Joabs Brust:

„Liebster, ich sterbe, wenn ein anderer als ich König wird."

Er fuhr durch die Stadt so schnell, dass die Kupferräder seines Wagens gleich rollenden Feuerkugeln glänzten, er jagte in Unruhe dahin und trank die Glut der Wüste mit bebenden Nüstern, er schlief nachts auf den Bergen, deren scharfe Luft ihn leicht wieder erwecken liess Er hatte Wachen aus Ghaza und Karien mit grinsenden Löwenköpfen auf den Knieschienen und Schilden und langen Lanzen in der Hand, und sie folgten ihm, wohin er ging. Er hatte Weiber mit glimmenden Augen und bernsteingelbem Hals, aber er fand keine Ruhe bei ihnen. Da ging er zu David, um von ihm die Verheissung der Macht zu erangen.

Adonia hatte langes, welliges Haar, glänzend dunkel und schwer wie geschwärztes Silber, es fiel breit über seine Schultern, weil er das Haupt hoch erhoben hielt; sein Antlitz bebte, seine Augen hatten des wolkenüberstreuten Himmels wechselndes und brennenden

t. Die Jungen liebten ihn, die Alten, die das
en gesehen hatten, schüttelten ihr Haupt, wenn
vorübereilte und sahen gedankenvoll zu Boden.

Als er an Davids Bett trat, war Abisag in der
nmer und zwei Diener, doch er bemerkte sie nicht.
fiel nieder und drückte seine Stirn an die Löwen-
t und presste beide Arme fest auf sein pochendes
z.

„Heil, Israels König!“ rief er. „Mögest du lange
en und deiner Feinde Kinder ebenso tief vor dir
en, wie ihre Väter vor dir gekrochen sind! Möge
Lenz dein Blut erwärmen! Senke deinen Blick
ab zu deinem Sohne, gib ihm deinen Segen! Des
chtigen Gottes Hand ruhte stets auf deiner
ulter!“

„O, zürne nicht, dass ich davon spreche. Wenn
ne Sehnen ihre Stärke eingebüsst haben und das
k weint und sein Haar zerreisst, weil sein Held
ist, was soll ihm da gesagt werden, welches Wort
nes Willens? Ich erzittere in Furcht vor dir.
in Herz speit Galle gegen die, die du hassest, ich
chte und glühe für die, die du liebst. Den Wider-
l deines Namens will ich stärken und ihm laut
rufen, auf dass er niemals aussterbe. Gib mir
nen Segen!“

Der alte König regte seine Hand nicht. Er schien
um zu hören, was gesprochen wurde, denn es war
n Verständnis in seinem Blick zu gewahren. Es
zte in Stolz auf bei dem Bilde einer ewig auch
h dem Tode lebenden Gewalt, aber er ermattete
leich; er lächelte vor List bei den demütigen Worten
Sohnes, aber bald wurde er wieder schwer und
nmermüde. Da sah er Adonias Haar, und seine
gen weiteten sich und starrten funkelnd. Seine
pen bewegten sich in seltsamen, schluckenden Be-
gungen und seine Stimme flüsterte heiser „Absalom“.
war nicht Freude darin, nicht Wahn, er wusste,
s Absalom tot war und sein Gedanke tastete über
e Sorgen. Langsam zog sich sein Antlitz in gelbe
lten und Runzeln zusammen; als kämpfte ein
einen gegen die Hüllen langer lastender Jahre an
d würde darunter erstickt; es war Mitleid in seinem
ben Blick.

Aber Adonia sah nicht auf und sprach weiter:

„Absaloms Leben ist verflucht. Er erhob sich in
gehorsam, seine Freunde waren deine Feinde, aber
onias Lust wird deine Lust sein, seine Stimme wird
ine Gedanken sprechen. Seine Seele brennt von
inem Blute.“

David starrte hinaus. Fort, über ihn weg.

„Im Königstal“, sagte er, „errichtete er sich ein
nkmal aus Stein — keine Söhne hinterliess er! Ein-
n steht es und hoch, und die Habichte spähen von
rt nach Raub aus. Ich wollte hin und Absaloms
ein sehen!“

Und seine Gedanken sanken zurück in tote
hmerzen, er hörte wieder die Botschaft von des
hnes Fall und sah seinen Körper unter den
hwarz-grünen Kronen der Eichen hängen. Mehr als
änen waren in seinem Blick, mehr als Verzweiflung,
waren dunkle Tiefen grausamer Gewissheit und
ider Unterwerfung Er sah weit fort, sein Ohr war
rschlossen von verschwundener Zeiten Wogen.

Adonia erhob sich in dumpfer Hoffnungslosigkeit
d liess die Löwentatze fahren, mit derem Gold er
gespielt hatte — jäh vergass er alles

Abisag war neben ihm, Abisag war über ihm, ihre
hönheit nahm ihn gefangen. Sie war hurtig und
heu wie Geflatter und Taubenschwingen, ihre Sanft-
ut schwebte ihm entgegen wie Duft aus einer Blume,
re Augen leuchteten.

Ihre schwarzen Augen leuchteten wie glimmendes
old, Gold lag auf ihrer Wange, erloschener Gold-
anz in der Last des Haares. Ihre Blicke wichen
r den seinen zurück, wandten sich aber nicht ab,
gen sich nach innen, zogen seine Seele mit. Sie
g ein purpurviolettes Gewand, Goldschnüre um die
itte mit goldenen Knospen geknüpft, in der Form
eich geschlossenen Zederzapfen; die Farbe brannte
n sie mit der Glut von Sonnenuntergängen.

Er wusste, dass sie Abisag war, obgleich er sie
e zuvor gesehen hatte, und sein Wille, sie zu be-
zen, loderte plötzlich in Flammen auf. In sein Ver-
ngen nach Macht kam ein neuer aufreizender Wunsch,
ärker als der frühere. Durch seine Kraft trug er
ewissheit in sich. Vor seinen Augen zuckten blut-
hwarze Blitze, und er wankte, dem Fallen nahe.
ber er liess nichts von dem ahnen, was er dachte,
nn noch gehörte sie dem König.

Er beugte sich wieder über die Löwenhaut an
Davids Lager.

„Du bestimmst alles“, sagte er, „du kannst deine
Hand ausstrecken und mich gross machen, du kannst
mich vernichten unter deinem Fuss. Du wolltest nicht
sprechen, Adonia geht und wartet in Unterwürfigkeit.
Sein Glück ist geborgen in deinen Händen.“

Der Greis sah ihm gerade in die Augen, ohne
Strenge, mit hilflosem Kummer sah er hinein, als
forschte er in dem Künftigen, als erkannte und be-
klagte er die Macht des Unausweichlichen.

„Absalom,“ murmelte er wieder, „Absalom“!

Und Adonia ging mit gesenkten Augenlidern und
ohne sich zu Abisag zu wenden. Doch sein Blick
brannte unter den Wimpern, und er atmete bebend die
Luft der Kammer, um ihren Duft zu ahnen.

Seither sah er sie immer vor sich. Es flog kein
Schatten an seinem Auge vorüber, der nicht in violettem
Purpur glühte, es leuchtete kein Sonnenstrahl, der nicht
den Glanz ihrer Haut trug. Ueber seinem Lager
brannten und lockten ihre Augen, seine Träume wurden
gestört von dem Suchen nach ihrer Stimme.

Seine Jagd nach der Krone ward noch heisser als
früher, noch flammender, unruhiger. Seine Freunde
sagten: „Das Gold, die Macht,“ er selbst sagte: „Die
Macht und Abisag, das Gold und Abisag, die Sonne
und Abisag!

Sie war ihm der Wein, der nach einem sonnigen
Feste wartete, sie war ihm des Lagers Ruhe und der
Träume Glück, sie war ihm alles. Er ächzte vor
Jammer, nicht zu ihr sprechen zu können, seine Worte
schossen auf wie üppige Blumentriebe und brannten
wie Räucherwerk, wenn er vor sich hinflüsterte, seine
Hände spielten mit Geschmeide und Gold. Es erstickte
ihn, nichts offenbaren zu können.

Aber wenn die Krone sein war und alles, was das
Königshaus barg, dann würde Abisag vor ihn hintreten
wie ein scheues, goldbraunes Reh, und seine Liebe
würde Ströme von Gold und schimmernden Gaben über
sie ausgiessen und zu ihren Füssen flehen.

Als Adonias Freunde sahen, dass David unschlüssig
war, und dass er mehr und mehr erlosch, rieten sie
Adonia, auszuziehen und an dem Brunnen Rogel auf
dem Steine Soheleth zu opfern:

„Nimm die Hauptleute mit dir und deine Brüder,
nur Salomo nicht, so machen wir dich zum König.“

Schluss folgt

Gedichte

Von Else Lasker-Schüler

Nachklänge

Auf den harten Linien
Meiner Siege
Lass ich meine späte Liebe tanzen.

Herzauf, seelehin,
Tanze, tanze meine späte Liebe,
Und ich lächle schwervergessene Lieder.

Und mein Blut beginnt zu wittern
Sich zu sehnen
Und zu flattern.

Schon vor Sternzeiten
Wünschte ich mir diese blaue,
Helle, leuchteblaue Liebe

Deine Augen singen
Schönheit,
Duftende . . . .

Auf den harten Linien
Meiner Siege
Lass ich meine späte Liebe tanzen.

Und ich schwinge sie —
„Fangt auf Ihr Rosenhimmel,
Auf und nieder!“

Tanze, tanze meine späte Liebe,
Herzab, seelehin —
Arglos über stille Tiefen . . . .
Ueber mein bezwungenes Leben.

Mein Volk

Der Fels wird morsch,
Dem ich entspringe
Und meine Gotteslieder singe . . .
Jäh stürz ich vom Weg
Und riesle ganz in mir
Fernab, allein über Klagegestein
Dem Meer zu.

Hab mich so abgeströmt
Von meines Blutes
Mostvergorenheit.
Und immer, immer noch der Widerhall
In mir,
Wenn schauerlich gen Ost
Das morsche Felsgebein,
Mein Volk,
Zu Gott schreit.

Aus dem Gedichtband von Else Lasker-Schüler: Meine Wunder, der soeben im Dreililien-Verlag Karlsruhe erschienen ist.

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

LXXX

Das Gebet

Wie alle draussen waren, wollte Philander allein
aufstehen, und dabei fiel er lang auf den Teppich hin
und blieb liegen.

Da faltete er die Hände zusammen und sprach
leise und schnell:

„Erhabener Geist, der Du uns alle führst und dem
wir keinen Namen geben wollen, erhöre mich — ver-
nichte nicht mein irdisches Leben. Ich will leben —
leben — nicht bloss will ich ein einfaches mensch-
liches Genussleben leben. Vergib mir, dass ich doch
so oft ihm nicht widerstanden habe. Aber — es soll
anders werden. Erhöre mich noch ein einziges Mal.
Ich werde kämpfen um das grosse Leben und meinem
Volke das grosse Leben begreiflich machen. Ich werde
mich bessern. Ich werde stark werden. Vergib mir
meine Schwäche. Lass mich nicht versinken. Rette
mich. Ich will meine Sehnen anspannen. Ich will mir
Schmerz machen, dass ich nicht versinke.“

Und mit gewaltiger Anstrengung kroch er nun auf
allen Vieren zum nächsten Tisch, auf dem Instrumente
lagen, und mit einer spitzen Nadelbürste stach er sich
in den Arm, dass er blutete.

Da schrak er aber zusammen — der Blutverlust
konnte gefährlich werden — er klingelte.

Und die Aerzte kamen und verbanden den kranken
Philander, sodass der Arm nicht mehr blutete.

Dann aber liess der Kranke sich ein hartes Holz-
lager machen und lag nun ganz still.

LXXXI

Der Kampf

Jetzt jagten sich die Gedanken durch Philanders
Kopf mit grösster Schnelligkeit und wollten immerzu in
reizende weiche feine Fantasieen hinein — es war so,
als ob überall kleine feine Engelsköpfchen auftauchten
und den Philander anlächelten und winkten und fort-
zuführen suchten in weiche Wolkenbetten, allwo man
versinken kann.

Aber der Philander zwang andere Bilder hervor
— schauderhafte — grässliche — blutige — wilde
Raubtiergestalten, die sich bissen und sich zerrissen.

Und immer glühender wurde Philanders Körper, die
blauen, grünen und roten Körperflecke leuchteten durch
die Bettdecke.

Und dann befahl der Kranke, mit Gläsern und Schlüsseln zu klappern

Und das geschah; es musste aber bald eingestellt werden, da dadurch eine Verwirrung der Gedanken herbeigeführt wurde

Wieder machte der Kranke Fäuste aus seinen Händen und sah starr geradeaus und begann zu reden:

„Haltet fest am Leben! Lasst nicht los! Werdet hart! Immer härter! Wie Steine müsst ihr werden! Der grösste Teil des Sterns Erde besteht auch aus Steinen! Die Sterne werden auch hart — und die führen ein Weltleben — das grösser ist als ein irdisches Genussleben!"

Und so sprach er weiter, bis er heiser wurde.

LXXXII

Der Sieg

Und die Flecke verschwanden nach furchtbaren drei Tagen und drei Nächten.

Und als sie ganz fort waren, da schrie der Kaiser mit rauher Stimme immerfort:

„Sieg! Sieg!"

Und dann faltete er die Hände und murmelte:

„Erhabener, ich danke Dir!"

Und dann verliess er sein hartes Lager und richtete sich hoch auf.

LXXXIII

Der Doppelgänger

Der Herr Sebastian hatte in Schilda von der Rückkehr und von der Krankheit Philanders des Siebenten nicht eine Silbe gehört; der Herr Sebastian pflegte nämlich im goldenen Löwen Wochen hindurch ganz zurückgezogen zu leben, und auch kein Zeitungsblatt anzusehen.

So kam es, dass der Oberbürgermeister in Philanders Haar und Bart just an dem Tage über den Marktplatz ging, als der Kaiser Philander gerade gesund geworden war.

Die Schildbürger liefen zusammen, betasteten die Kleider des Herrn Sebastian, fassten sich an den Kopf und sahen ihren Oberbürgermeister mit so entsetzten Augen an, als wäre er ein Gespenst.

Dem Herrn Sebastian wurde ganz unheimlich, aber er beschloss gleich, nicht aus der Rolle zu fallen, und fragte ruhig:

„Was ist los, liebe Leute?"

Und da hörte er denn, was geschehen war — und er musste laut auflachen.

Dann sagte er ruhig:

Es geschehen heute Zeichen und Wunder. Ihr sollt eben grosse Augen machen. Wisst Ihr, was ein Geist ist? Wisst Ihr, was ein Doppelgänger ist? Versammelt Euch alle hier auf dem Markte und zündet Fackeln an, wenns dunkel wird. Und wenns dunkel geworden ist, werde ich kommen, und Euch eine Geschichte erzählen.

Nach diesen Worten ging der Herr Sebastian in den goldenen Löwen und schloss sich ein.

Die Schildbürger taten wie ihnen geheissen ward.

LXXXIV

Die Flucht

„Endlich bin ich erlöst!" murmelte der Herr Sebastian.

Und dann packte er seine Papiere zusammen und und machte ein kleines Paket daraus, zog seine alten Kleider an, verbrannte im Ofen den weissen Bart und die weissen Haare sehr sorgfältig und stieg, als es dunkel geworden war, mit Hilfe einer Strickleiter zum Fenster hinaus, löste die Strickleiter ab und machte das Fenster wieder so zu, als wärs von innen zugemacht — und ging davon — zu der Station, die zwei Meilen hinter Schilda lag.

Als er so durch die Nacht ging und die neuen Kometen am Himmel sah, wurde er ganz ernst. Dann aber sagte er:

„Diese einsame Zeit war mir recht heilsam; ich habe doch viel zu Stande gebracht — sieben neue Maschinen!"

Er lächelte und ging rüstig weiter.

Die Schildbürger standen auf ihrem Marktplatze und warteten — bei Fackellicht.

LXXXV

Der verschwundene Bartmann

Nun wurde festgestellt, dass der Kaiser Philander, als er auf dem Markte zu Schilda vor den Schildbürgern erschien, auch in Ulaleipu war und in Gegenwart zweier Aerzte ganz fest schlief, und dabei ganz wie ein gesunder schnarchte Und es liess sich somit nicht in Abrede stellen, dass der Kaiser in Schilda ein Doppelgänger war.

Diese Doppelgängergeschichte wäre zu anderen Zeiten niemals so ohne Weiteres geglaubt worden, aber da sich zur selben Zeit so viele andere wunderbare Erscheinungen zeigten — die Irrlichter, die wachsenden und explodierenden Leichen und die Kometen und der bewegliche Meeresrumpf — so nahm man den Doppelgänger wie etwas selbstverständliches hin; es wurde nicht einmal in einer einzigen Broschüre der Versuch gemacht, die Realität des Doppelgängers in Zweifel zu ziehen

Viel mehr Verwunderung erregte das plötzliche Verschwinden des Herrn Bartmann, und man fing an, den Doppelgänger mit dem Herrn Bartmann in eine gewisse Verbindung zu bringen, doch dachte man nicht klar darüber, da die explodierenden Leichen allen Gelehrten einfach den Kopf verwirrten.

Das der Herr Bartmann nicht aufzufinden war, erklärte der Kaiser für ganz unbegreiflich — und er tat ganz verzweifelt darüber — und schickte Boten durch das ganze Reich, die den Herrn Bartmann suchen sollten.

Aber der Herr Bartmann war und blieb verschwunden, und der Kaiser sagte sich im stillen:

„Dass mir die Komödie so glücken würde, dass hätte ich doch nicht gedacht."

Und er nahm sich fest vor, dem Staatsrate nie mehr Vorwürfe über die Maskerade zu machen; der weisse Bart und das weisse Haupthaar gestatten doch, Dinge in Szene zu setzen, die wirksam gemacht werden konnten; die Verschwiegenheit der Hofbeamten erschien hierbei auch im allerbesten Lichte.

Und nach diesen Erwägungen liess der Kaiser seinen Onkel, der Oberpriester Schamawi, und andere Priester rufen nnd erklärte ihnen Folgendes:

„Das dieser Bartmann verschwunden ist, scheint mir ein grosses Unglück zu sein; er war der Einzige der den Kopf oben behielt, als alle in Verwirrung gerieten. Ich habe genug von dem Herrn und über ihn gelesen, dass ich wohl bitten möchte, eine vollständige Sammlung dieser Skripturen zu besitzen. Aber das bekomme ich ja schon. So weit ich nun die Sache übersehen kann, hat alles, was er sagte, eigentlich einen religiösen Charakter, und deshalb habe ich die Herren gebeten, hierherzukommen."

Der Kaiser bot den Priestern gute Zigarren an, und man rauchte und plauderte dabei ganz gemütlich über den verschwundenen Herrn Bartmann. Und alle bedauerten lebhaft, dass sie den Herrn nie persönlich vor sich gesehen hätten.

Nach einiger Zeit fuhr dann der Kaiser also fort:

„Fassen wirs kurz so: Herr Bartmann meinte, das Leben der gewöhnlichen Menschen bestände nur aus Arbeiten und Geniessen — das Leben der grösseren Menschen müsste hauptsächlich ein Weltlebenmiterleben sein. Das ist das, was man vor ein paar tausend Jahren im wilden Westen ein Leben in Gott nannte. Wir sind ja nun heute nicht mehr so arrogant, uns einem Allwesen nähern zu wollen — aber wenn wir von dem Geiste sprechen, der uns führt, und den wir nur des Volkes wegen Volksgeist nennen, so denken wir da doch an einen grossen Geist — dem wir ohne Weiteres ein Weltlebenmiterleben zugestehen. Und dass dieser Geist uns auch so weit haben möchte, wie er selbst ist, werden wir ja begreiflich finden. Demnach ist die Aufgabe, die Menschen zu einem höheren Weltleben hinzuleiten, wohl die Aufgabe des Priesterstandes "

Das wurde nun von den Priestern lebhaft bejaht, und der Kaiser bat nun die Priester, im Sinne des Herrn Bartmann zu wirken und diesen so zu ersetzen.

Und die Priester erklärten, dass die grossen wunderbaren Naturereignisse der letzten Zeit wohl geeignet wären, einem religiösen Leben mehr Zugänge zu verschaffen als bisher.

Und diese ganze Angelegenheit wurde nun bis ins Kleinste durchgesprochen, und Schamawi drückte dem Kaiser zum Schluss den Dank des Priesterstandes für die Förderung der religiösen Interessen in lebhaften bewegten Worten aus.

Der Kaiser konnte sich ganz fest darauf verlassen, dass alles, was er wünschte, mit peinlicher Genauigkeit ausgeführt werden würde.

Der verschwundene Herr Bartmann erhielt somit für Utopia täglich — fast stündlich — eine grössere Bedeutung.

Der Kaiser Philander lächelte.

Fortsetzung folgt

Versuch einer neuen Metrik

Von Max Brod

Es gilt als sichergestellt, dass deutsche Verse im Gegensatz zu den antiken, deren Rhythmus auf dem Wechsel von kurzen und langen Silben beruhte (quantitativ), lediglich mit Bezug auf den Wechsel von betonten und unbetonten Silben (akzentuierend) gelesen werden sollen.

Jeder, der sich inniger mit Gedichten beschäftigt hat, jeder namentlich, der die Tücken des Rhythmischen aus eigener Erfahrung kennt, wird mir beistimmen, wenn ich dieses Gesetz als durchaus unzulänglich erkläre. Dieses Gesetz, das etwa so formuliert sei: Im Deutschen spielt der Wechsel betonter und unbetonter Silben dieselbe Rolle wie in den antiken Dichtungen der Wechsel langer und kurzer Silben.

Bei näherer Betrachtung erweist sich vielmehr der Akzent als ein wesentlich komplexeres Gebilde als die Länge oder Kürze einer Silbe.

Aus vielen Gründen, von denen einige angedeutet seien. — Erstens: Neben dem Akzent spielt im Deutschen auch noch Länge oder Kürze eine bedeutende Rolle, was die zwar nicht einsehen werden, die nur die Silben zählen, wohl aber jeder, der Lyrik mit feinerem Ohr zu hören versteht. Hat doch schon Platen in einem seiner satirischen Dramen die Deutschen verspottet, die das Wort „Holzklotzpflock" für einen Daktylus halten. Nach der strengen akzentuierenden Metrik ist es freilich ebensogut ein Daktylus (— ◡ ◡) wie zum Beispiel das Wort „ritterlich". — Doch hier eben klingen die vielen Konsonanten, also die Länge der Silben, das Quantitative, das angeblich mit unserem Rhythmus nichts zu tun hat, ganz energisch gegen den Akzent an. Sie wirken retardierend. — Es wäre Sache einer neuen Metrik, alle retardierenden und beschleunigenden Momente des Rhythmus zu analysieren. Man käme da gewiss zu seltsamen Resultaten, wie ich ahne, man käme vor allem zur Einsicht, dass nicht nur der Klang, auch der Sinn der Worte und Sätze entscheidend mitwirkt, dass das Inhaltliche ins Formale gleichsam umkippt. Ein schweres Problem! — Als kleinen Beitrag zu dieser künftigen Metrik bringe ich die Beobachtung, dass Interpunktionen und Sinnpausen oft die Stelle von Silben vertreten, was man sich durch Skandieren einiger Lieder von Goethe leicht klar macht. — Ein anderer Einwand gegen die Akzentlehre: dass die Akzente untereinander nicht gleich berechtigt sind, dass es viele (sicher mindestens vier) Nüancen in der Betonung gibt, während eine Silbe nur entweder lang oder kurz sein kann, ohne Zwischenstufen. — Welche Komplikation und Mannigfaltigkeit ergibt sich für den Feinhörigen daraus für die deutsche Lyrik.

*

Man kann jedoch, wenn man will, von diesem Helldunkel unserer Betonungen absehn — und tatsächlich gibt es eine schöne Strömung unserer Lyrik, die nur Hell und nur Dunkel kennt, die antike Regelmässigheit in unsere Verse einzuführen wünscht, die den Akzent so einzuführen wünscht, wie die Alten ihre Längen.

Ich meine Stefan George und seine Schule.

Man untersuche eines der Gedichte aus dem „Jahr der Seele". Eine scheinbar vollkommene Gleichmässig-

beherrscht sie. Hebung und Senkung wechseln
g ab, lückenlos. Dieser Fluss, dieser schematische
benrhythmus wird nie unterbrochen. Beispielsweise:

ch schrieb es auf: nicht länger sei verhehlet,
Was als Gedanken ich nicht mehr verbanne,
Was ich nicht sage, Du nicht fühlst: uns fehlt
Bis an das Glück noch eine weite Spanne.

Hier scheint das Schema, wie bei einer Horazi-
en Ode, rein und fehlerlos durchgeführt. Etwa
es:

◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — |
◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡
◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — |
◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡

Vergleichen wir damit ein Goethesches Gedicht —
wähle folgendes:

P r o b l e m

Warum ist Alles so rätselhaft?
Hier ist das Wollen, hier ist die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft ist bereit
Und daneben die schöne lange Zeit.
So seht doch hin, wo die gute Welt
Zusammenhält!
Seht hin, wo sie auseinanderfällt!]

so stehn wir scheinbar der völligen Anarchie gegen-
r, ja es müsste einer, der an der alten rein-akzen-
renden Metrik festhält, so unartig gebauten Versen
enüber in die ärgste Verlegenheit kommen und sie
ernd in folgendes Monstrum etwa schematisieren:

◡ | — ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ | — |
— ◡ ◡ | — ◡ | — ◡ ◡ | —
◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡ ◡ | —

so fort, kurz ohne jede Spur eines Gesetzes. —
hilft man sich denn, nennt derartige Verse von
ethe Knittelverse oder vergleicht sie mit dem vers
e oder erinnert an das Gesetz der mittelhoch-
tschen Metrik, die nur die Hebungen zählte —
lt diesem rohen Unding die glatte ausgeglichene
derne entgegen.

Sehr mit Unrecht.

Ich behaupte, dass die zitierten Verse Goethes
h viel strengeren Gesetzen gebaut sind als die von
orge. — Goethe hat intuitiv die komplizierteren
setze der deutschen Sprache erkannt, während
orge eine nur für romanische Sprachen (mit ihren
gnanteren Akzenten) passende Schablone an-
ndet.

Betrachten wir das Gedicht näher: Gleich in der
ten Zeile steht ein Daktylus im zweiten Fuss, dem
ersten und dritten Fuss nur Trochäen entsprechen.
er man sehe einmal von der Silbenzahl ab und
ge das Gewicht der Versfüsse. Sofort erscheint
s ausgeglichen, denn der Versfuss „rätsel" verdient
ürlich schon infolge der Wichtigkeit des in ihm
sagten eine langsamere Aussprache als der Fuss
les so", er ist auch durch Konsonantenhäufung und
lange ä gedehnt, er ist eine Art Spondeus, er
lägt eben (und darin besteht ein Geheimnis schöner
rse) aus dem Gebiet der akzentuierenden in das
quantitativen über. Im zweiten Vers finden wir
Beispiel der Dehnung durch die Pause bei den
erpunktionszeichen und so fort. — Des weitern be-
nte man, wie regelmässig die Hauptikten verteilt
d, wie im ersten Vers die erste und vierte Betonung
oen den beiden mittleren verschwinden, ähnlich im
rten Vers, wie dagegen in den beiden umschlossenen
rsen (2 und 3) alle vier Ikten etwa den gleichen
ert haben, wie sich hier zarte Differenzen bilden,
ren graphische Darstellung eines komplizierten
stems bedürfte.

Um es kurz zu sagen: dadurch dass Goethe in
esen Versen die Silbenzahl ganz vernachlässigt, be-
ien sich alle guten Geister der Sprache aus
ren Fesseln. Jedes Wort kann nur in der ihm
türlich zukommenden Würdigkeit ausgesprochen
rden. Der Rhythmus kann dem Wort gleichsam
chts helfen. Nur was das Wort vermöge seines
gentümlichen Klanges und Sinnes in sich hat, kann
Vers zur Geltung kommen. — Es ist also grund-
sch, hier von f r e i e n oder prosaisch klingenden
ersen zu sprechen. Im Gegenteil, diese Verse sind
b u n d e n e r als alle andern Verse, denn sie müssen
ren Rhythmus nicht einer vorbestimmten Schablone,
ndern den immanenten Kräften der Sprache ent-
hmen.

Kehren wir nun nochmals zur obigen Strophe von
eorge zurück. Man kann diese Worte als Jamben
auffassen Aber nur wenn man sich von vornherein
vornimmt, dass da Jamben herauskommen müssen! Der aufgezwungene Rhythmus besiegt den Geist der Sprache, tötet ihn. Denn niemand wird doch leugnen wollen, dass die hier vorkommenden Jamben sehr ungleichwertig sind. Dass beispielsweise in der zweiten Zeile die einsilbigen Worte wie „als" oder „ich" oder „mehr" nur widerwillig den Hochton annehmen, dass also diese zweite Zeile eigentlich (trotz der scheinbaren Strenge) statt fünf Hebungen nur zwei Hebungen hat. Das richtiggestellte Schema hätte zu lauten:

◡ — | ◡ ◡ ◡ — | ◡ — | ◡ — |
◡ ◡ ◡ — | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ — | ◡
◡ ◡ ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ —
◡ ◡ ◡ — | ◡ ◡ ◡ — | ◡ — | ◡

Und wie wenig sind hier die Längen neben dem Akzent beachtet, wie wenig der Rhythmus der Interpunktion. Man sieht, nun hat sich die Georgesche Strophe in ein formloses Ungeheuer verwandelt, während Goethes Metrum seine klaren Gesetze wandelt.

*

Um gleich einem Missverständnis die Spitze abzukneifen: durch das Vorige will ich George nicht verkleinern. Im Gegenteil, ich liebe und bewundere ihn . . .

Nur die will ich treffen, die seine Verse für reiner halten als die Verse von Dauthendey beispielsweise. Diejenigen, die in dem scheinbar exakten Wechsel von Arsis und Thesis mehr sehn als ein ungefähres Vorbeischaukeln, etwa eine wirkliche Strenge und Exaktheit. — Mir selbst gefällt ja das Vorbeischaukeln Georgescher Verse, nur darf man es nicht für einen Parademarsch halten.

Und darf daneben die viel exaktere sprachgemässere Regelmässigkeit in den scheinbar unregelmässigen Versen von Dauthendey, Mombert, Else Lasker-Schüler nicht vergessen. Man wird, wenn man dies einsieht, endlich vielleicht auch aufhören, den Rhythmus in meinem letzten Buche („Tagebuch in Versen") pedantisch mit Ziffern statt mit dem Ohr zu messen und wird sich an dem nächstens erscheinenden Versbuch von Franz Werfel „Der Weltfreund", das in dieser Richtung weitergeht und mir als eines der schönsten Ereignisse lyrischer Welt in unsern Tagen erscheint, mit freudigem Herzen laben.

Die neue Malerei

Neue Sezession

Die Stärke des Impressionismus hing nicht nur aufs engste mit dem Motiv der Landschaft zusammen, sondern seine Aesthetik betonte immer wieder, dass seine Wurzeln im Gegensatz zu allen Konventionen in dem unmittelbaren Verhältnis zur Natur lägen, in seiner Naturnähe; und dem Eindruck der Natur nahe zu kommen, ist die Aufgabe und das Ziel dieser Malerei. Die Natur war unmittelbare Kunst, sobald man sie unter Abstraktion auf die malerischen Mittel darstellte. Hatte man einmal das Motiv gefunden, so beschränkte sich die Geistestätigkeit auf eine Komposition der Farben. Alles andere überliess man dem Zufall. Es wäre banal, diesen Verismus Naturabklatsch zu nennen und ihn mit der Photographie zu vergleichen. Aber einmal aufmerksam geworden durch einen autoritativen Satz: „die Natur ist eine Gans, man muss erst etwas aus ihr machen" wird man auch in diesem Glaubenssatz des Impressionismus nur eine relative, zugespitzte Formulierung ad hoc erkennen, deren Allgemeingiltigkeit leicht zu erschüttern ist, wenn man das Verhältnis der Natur zur bildenden Kunst untersucht Leopold Ziegler hat in einem inhaltsreichen Aufsatz des Logos die Kluft zwischen beiden mit höchster Schärfe analysiert. Er leugnet jede Wirkungsgemeinschaft im Gefühl oder in der Stimmung. Die Natur nehmen wir mit allen unseren Sinnesorganen als Zuständlichkeit wahr, der Zusammenklang aller Sinneswahrnehmungen erweckt die Pan-Stimmung. Oder wir legen menschliche Gefühle in sie hinein und sehen in ihr ein Gleichnis unserer Seele. „Wegen dieser zweifachen Ursache ist die Stimmung sowohl unmalerisch, nämlich dichterisch oder musikalisch, als auch aussermalerisch, das heisst auf anderen als optischräumlichen Eindrücken beruhend." Wir empfinden die Natur in ihrem ewigen Wechsel als „Analogie eines Werkes der Zeitkünste . . . darum ist man gerade soweit Bildner, — als man an die Stelle des verharrenden Zustandes den beharrlichen Gegenstand setzen kann, den man künstlich herstellt, da ihn weder Natur noch Erfahrung darbieten." Ebensowenig wie die Gemeinschaft der Stimmung könne man die gegenständliche Uebereinstimmung behaupten. Denn das Werk der bildnerischen Gestaltung entstand aus der Natur durch eine Anzahl obstruktiver Tätigkeiten, die den Gegenstand auf irgend eine Weise verändern mussten, um aus der Natur Kunst zu machen".

Natürlich kann keine noch so scharfsinnige aesthetische Formulierung den Wert einer Kunst nichtig machen. Ich richte mich auch nicht gegen die Meisterwerke der Impressionisten, die wie jede Kunst jenseits aller Welturteile stehen, sondern gegen das ästhetische Dogma. Zwischen Natur und schöpferischer Kraft können die vielfältigsten Beziehungen neben der gepredigten sklavischen Anklammerung bestehen. In früheren Epochen konzipierte man aus dem einzelnen Gegenstand mit Abstraktion aufs Lineare. Der Impressionismus verzichtete darauf, weil er das Objekt in Relation zu Luft und Licht darstellen wollte. Warum sollte es nicht auch noch jenseits dieser Möglichkeit neue Formen geben? Bei den Künstlern der Neuen Szession ist nun die E m p f i n d u n g das die Konzeption bedingende Element, so dass nicht mehr die Naturnähe sondern der Empfindungsausdruck das Ziel ihrer Arbeit wird Man denke dabei nicht an das Sentiment irgend welcher Künstler, das sich gewöhnlich vor der Anschauung einstellt, sie durchkreuzt und nicht zur Reife kommen lässt. Erst was die sichtbare Erscheinungswelt an Empfindungen im Künstler auslöst, wird in einer farbigen Komposition zu gestalten gesucht, so dass die Natur wieder herausspringt, aber nicht als Erscheinungswert, als gesteigerte und geklärte Anschauung, als eine im Bildausschnitt zufällige Naturpsychologie, sondern unter völliger Vernichtung der Gegenstandsbedeutung als geschlossenes Bild ihres Wesens, ihres Charakters im Medium dieses Künstlers, als konzentrierter, abstrahierter Ausdruck

„Es gibt zwei Arten, die Dinge auszudrücken", sagt M a t i s s e, „die eine ist, sie brutal zu zeigen, die andere sie mit Kunst hervorzurufen. Indem man sich von der buchstäblichen Darstellung der Bewegung entfernt, gelangt man zu mehr Schönheit und Grösse. . . Es ist mir nicht möglich, die Natur sklavisch abzubilden; ich bin gezwungen, sie zu interpretieren und dem G e i s t d e s B i l d e s unterzuordnen. Wenn alle meine Beziehungen der Farbentöne gefunden sind, so muss sich daraus ein lebendiger Akkord von Farben ergeben, eine Harmonie analog einer musikalischen Komposition".

Wollte man den künstlerischen Schaffensprozess und die Stellung der Natur beider Richtungen in eine kurz formulierte, zugespitzte Antithese bringen, so könnte man sagen: Bei dem Impressionisten herrscht unpersönliche Hingabe und persönliche Wiedergabe, bei den jungen Stilisten persönliche Hingabe und unpersönliche Wiedergabe. M a u r i c e D e n i s, der nur bedingt, unter genügender Abstraktion in diese Gruppe gehört, schreibt:

„Vom Standpunkt der Subjektivität haben wir den Gedanken: die Natur durch ein Temperament gesehen, ersetzt durch die Theorie des Aequivalents oder des Symbols: wir stellten das Gesetz auf, dass die Empfindungen oder Seelenzustände, die durch einen bestimmten Vorgang hervorgerufen werden, dem Künsler Zeichen oder plastische Aequivalente vermitteln, durch die er imstande ist, diese Empfindungen oder Seelenzustände zu reproduzieren, ohne dass es notwendig sei, eine Kopie des eigentlichen Schauspiels zu geben; dass mit jedem Stadium unserer Empfindungen eine objektive Harmonie korrespondieren müsse, die es ermöglicht, sie zu übersetzen. Die Kunst ist nunmehr nicht eine Sensation, die wir mit den Augen in uns aufnehmen . . ., nein sie ist die Schöpfung unseres Geistes, zu der die Natur nur die zufällige Gelegenheit gegeben hat. Statt mit den Augen zu arbeiten, erfassen wir mit dem geheimnisvollen Zentrum des Gedankens, wie Gauguin sagte . . . und die Kunst wurde die subjektive Umwandlung der Natur.

Vom objektiven Standpunkt aus wurde die dekorative, ästhetische und rationelle Komposition auf welche die Impressionisten nichts geben, weil sie sich ihrer Vorliebe für die Improvisation entgegenstellte, der notwendige Milderungston für die Theorie der Aequivalente. Wie diese zugunsten des Ausdruckes alle selbst karikaturalen Uebersetzungen, alle Uebertreibungen des Charakters zuliess, so verpflichtet die objektive Um-

wandlung den Künstler alles in Schönheit zu transponieren Kurzum: die ausdrucksvolle Synthese, das Symbol einer Sensation musste durch eine eindringliche Umschreibung wieder gegeben werden und zugleich ein den Augen wohlgefälliges Kunstwerk sein".

Aus diesen letzten Worten erhellt das Ziel der neuen Bewegung: die geschlossene Komposition.

Während bei den Impressionisten Bildformat und Darstellung in keinem zwingenden, notwendigen Verhältnis standen, während die Grösse der Fläche ebenso unbestimmt war, wie der Inhalt ein beliebiger Ausschnitt aus dem ewigen Fluss der Erscheinungen, taucht jetzt ein ehernes Gesetz der Fläche auf. Diese Künstler, die durch und für die Wand denken, komponieren auch unter dem Zwange der Bildfläche, so dass ein Vergrössern und Verkleinern unmöglich wird. Man muss für jede Flächengrösse von neuem konzipieren. Neben dem Format zwingt die Fläche als solche. Alles Gegenständliche soll in der Fläche bleiben. Die Raumgestaltung wird ausgeschieden. Die Farben werden auf der Fläche flach, eben ausgebreitet und soweit sie Gegenständliches umschreiben, durch eine Konturlinie an die Fläche genagelt. Diese Linie — zuweilen schwarz, oft als Kontrast im Ton oder in der Farbe — ist ein malerisches Mittel geworden und in der Elastizität und dem Gehaltreichtum ein kräftiges Ausdruckszeichen. Sie ist nicht formbildend, formbezeichnend, sondern formumschreibend, Empfindung ausdrückend.

Die Farbenanschauungen, mit denen diese jungen Künstler rechnen, beruhen ganz auf den Errungenschaften ihrer Vorgänger. Da die Naturwiedergabe der Impressionisten niemals ein photographischer Abklatsch der Natur war, sondern künstlerische Psychologie der malerischen Werte der Erscheinungen, so kamen sie zu einer bis dahin ungeahnten Verfeinerung der malerischen Mittel nach der Nuance hin, die für immer ihr Verdienst bleiben wird. Eine Sensibilität ohnegleichen — „la sensibilité de chacum c' est son génie" sagt Baudelaire sehr bezeichnend — macht für die feinsten Nuanzierungen aller sinnlichen Erscheinungen empfänglich und zwang die Hand, jede Differenz der Sinneswahrnehmung wiederzugeben und entpresste dem harten toten Mittel der Farbe auch den Ausdruck für die Wahrnehmungen anderer Sinnesgebiete. „Malen habe der junge Herr wohl nicht gekonnt; aber irgendwie rieche man vor ihnen die See; und das verschaffe keins von den richtigen Bildern," äusserte ein Kapitän über Whistler. Und dieser Sieg über die Materie führte in einen Rausch, man formulierte die Kunst indem man die Gesetze der Materie formulierte. Van de Velde prägte die Sätze: 1. Jeder Stoff entwickelt sich von Stufe zu Stufe dem Leben zu. . . Die erste Spur von Schönheit fällt mit der ersten Spur von Leben im Material zusammen. . . Der Gedanke hat nie den Stoff befruchtet, in denen sich Bild, Statue oder Dichtung verkörperte. 2. Jeder Stoff entwickelt sich von Stufe zu Stufe nach seiner unstofflichsten Erscheinungsform hin.

Die Richtigkeit dieses zweiten Satzes hob gleichzeitig die Absicht der Künstler auf. Man wollte — theoretisch wenigstens — möglichst starke Farben, kam aber nur zu einer hellen, blonden Gesamthaltung des Bildes, die den Farben die Schärfe des Lokaltones nahm. Die Farbigkeit hob sich gegenseitig auf.

Den Gegensatz der Farbenanschauungen der Jungen zu den Impressionisten könnte man in die Formel Fechners fassen: Die Reizunterschiede nehmen ab umgekehrt proportional den Intensitäten. Indem die Farbe dem Ausdruck dienen soll, verwirft man ihre Kleinteiligkeit und die optische Mischung. Man bevorzugt — die Materialität der Farbe absichtlich steigernd — die dunklen und satten Farben des Spektrums und breitetet sie in grossen Massen aus. Die Impressionisten betonten die Farbqualitäten und suchten die Gesetze ihrer Beziehungen wissenschaftlich zu formulieren. Die Ausbalancierung der Farbmassen konnte man einem nicht immer glücklichen Instinkt überlassen, weil diese auf ein Minimum im Verhältnis zur Bildfläche zerteilt waren. Die Zusammenziehung der Farbteilchen zu Farbflächen warf zwei neue Probleme auf: Das Verhältnis von Form und Farbe und die Ausbalancierung der Farbmassen. Der künstlerische Instinkt, der durch den Neo-Impressionismus in eine vielleicht nicht einmal ganze sichere wissenschaftliche These eingeklemmt zu werden drohte, fand in diesen Quantitätsrechnungen eine Ausdrucksmöglichkeit der individuellsten und variationsfähigsten Art.

Man hat Glauben machen wollen, — auch der sonst so nüchterne, posenfreie Liebermann in seinem phrasenreichen Epilog — die ganze neue Bewegung sei nur eine genialische Gebärde von jungen Leuten, die nichts können. Und die Tageskritik hat in einer Unverschämtheit, die nur höchster Impotenz eigen ist, eine erschreckende Verständnislosigkeit offenbart. Man ist wieder einmal mit allen Formeln der Aesthetik bankerott gegangen und erklärt in verblüffend unverschämter Trägheit die jungen Künstler für Idioten. Völlig unfähig, Kunstwerke als Ausdruck eines vollen, starken Energiestromes künstlerischer Gestaltungsfähigkeit zu betrachten, verkennt man den Ernst und das mühsame und arbeitsreiche Streben der Künstler. Man übersieht die ungeheure Breite der Bewegung, die in der Literatur seit langem heimisch ist und sich anschickt, das Theater zu erobern. Es handelt sich nicht um Willkür sondern um Ueberzeugungen: Und in ihrem Namen wird der Kampf geführt.

A R. Schönlank

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

PAUL SCHEERBART
Ich liebe Dich / Ein Eisenbahnroman
Na prost! / Ein phantastischer Königsroman
Berlin | Verlag Schuster und Loeffler

Taruh, Bagdads berühmte Köchin / Ein arabischer Kulturroman
Minden i W. | Verlag J. C. C Bruns

Jenseits-Galerie / Ein Moppenwerk
Berlin | Verlag Oesterheld und Co

Die grosse Revolution / Ein Mondroman
Liwûna und Kaidôh / Ein Seelenroman
Leipzig | Inselverlag

THEODOR MOMMSEN
Römische Geschichte / Vier Bände
Berlin | Weidmannsche Buchhandlung

HEINRICH VON KLEIST
Sämtliche Werke und Briefe / Fünf Bände
Sehr schöne Ausgabe ohne „Anmerkungen"
Leipzig | Verlag Der Tempel

SAMUEL LUBLINSKI
Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert / Vier Bände
Berlin | Verlag Siegfried Cronbach

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
V. I.: Oskar Kokoschka

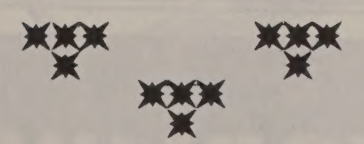
Neue Sezession

Dritte Ausstellung

Galerie Maximilian Macht

Berlin W. Ranke-Strasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche



Les Marges

5 rue Chaptal / Paris

Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.
Die Hefte, die die Tagebücher Flauberts enthalten, sowie die übrigen seitdem erschienenen Nummern sind vom Verlag der Zeitschrift Les Marges gegen Einsendung von sechs Francs direkt zu beziehen

---

In keinem Hause sollte fehlen:

Felke-Zeitung

Zeitschrift für naturgemässe Lebens- und Heilweise und Homöopathie nach der von Pastor Felke in Repelen be- : gegründeten Heilmethode :

Sie erscheint allmonatlich unter Mitwirkung mehrerer Aerzte und hervorragender Sachverständiger. Sie bringt ausführliche Aufsätze über die verschiedensten Krankheiten und deren Behandlung. ferner über Naturheilkunde Homöopathie, Licht-, Luft- und Sonnenbäder usw.

Abonnementspreis jährlich 3 Mark

Abonnements nehmen die Briefträger und jede Postanstalt entgegen.

Verlag der „Felke-Zeitung" Krefeld (Rheinland)

Verlag Oesterheld & Co.

In unserm Verlag erschien

Else Lasker-Schüler:

Die Wupper

Drama

Mk. 2,50

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Lernt durch

Selbstunterricht

die leicht erlernbare

Welt-Sprache

„Esperanto"

Schon drei bis fünf Millionen Anhänger und über 1650 Vereine in allen Erdteilen. Schon von vielen Schulen gelehrt und von vielen Behörden, Firmen u. s. w. verwendet. Esperanto-Lehrbuch mit Prospekten und Zeitung „La Esperantisto" versendet gegen 15 Pf. in Briefmarken

Red. FritzStephan, Leipzig

Verlag „Der Sturm"

Wir übernahmen in unsern Verlag

Herwarth Walden

DAFNISLIEDER

Für Gesang u. Klavier
52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstr. 5.

Sammler-Berichte

Journal der I K V

Internationale Korrespondenz-Vereinigung

für ideale Korrespondenz, Sammelwesen, Tausch, Verkauf, Geschäft, Vertretungen und sonstigen Absatz, Erwerb, Auskunft usw.

Monatliche Gratisgaben in Briefmarken, zuadressierten Postkarten, Büchern usw.

Jahresbeitrag für I K V mit „Sammler-Berichte" nur 4 **Mk.** (5 Franks). Eintritt jederzeit.

Ausführliche Probenummer und Satzungen **gratis** durch **Ernst Marré Verlag, Leipzig (Revier 176).**

Der Bühnen-Roland

Das freie Wort des deutschen Schauspielers

— Des Bühnen-Boten zwölfter Jahrgang —

Der Bühnen-Roland bringt Aufsätze der bekanntesten Fach'eute über sämtliche Gebiete der Theaterkultur und verfolgt die modernen litterarischen und künstlerischen Bewegungen. Die **Soziale Beilage** tritt für die Interessen des gesamten Schauspielerstandes ein und gewährt grundsätzlich jeder berechtigen Meinung Raum. Engagements-Inserate die Zeile 10 Pf., für Bezieher 8 Zeilen frei Bezugspreis vierteljährlich 3 Mark. **Probeabonnement** auf einen Monat **kostenlos** vom Verlag C. Clauder in Grüna-Chemnitz.

Hauptredaktion: Berlin N 37 Lottumstrasse 14

L'Effort

Halbmonatsschrift

für moderne Kultur und französische Sezession in den Künsten und in der ... Literatur ...

Herausgeber und : Schriftleiter :

JEAN RICHARD

Jahresbezug für das Ausland: Mark 4.50

Zweiter Jahrgang

Verlag und Redaktion: POITIERS (Vienne) ... Frankreich ...

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstr. 75

Sprechstunde: 5—6 Uhr

Handelswissenschaftl. Kurse von

Friedr. Mester Leipzig

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung) Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen —

sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten,

für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonom., Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Duaer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5.

Kurhaus und Erholungsheim

Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)

Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park,** grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben" kommen vom Besitzer u. Leiter **Emil Peters**

Max Giesswein

Kgl. Sächs. und Kgl. Württembg. :-: Hofopernsänger :-:

BERLIN W. 50
Culmbacherstr. 6
Fernspr.: Via 18926

:-: ERTEILT :-:
GESANG-UNTERRICHT

Sprechstunde 3—4 Uhr

Preis 1 Mark **Preis 1 Mark**

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia" / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend **Sicher wirkend**

